



Seit 25 Jahren mit dem Fahrrad für Casanostra unterwegs:
Gründer und Geschäftsführer Fritz Freuler.

VERMÄCHTNIS

Interview mit dem Gründer und Geschäftsführer **«Wir sind kein Staubsauger für den Dreck»**

Eine Bilanz zum 25-jährigen Bestehen: Casanostra-Gründer Fritz Freuler über Anfänge und Perspektiven, Lob und Tadel, Misserfolg und Erfolg.

Ihre Herkunft, in Stichworten?

Fritz Freuler: 1956 in Pieterlen geboren, in der Region aufgewachsen. Der Vater Gewerkschafter, die Mutter Bäuerin, bodenständiger Haushalt...

...Sie waren nicht einziges Kind?

Wir waren zu dritt. Ich hatte einen kleinen Bruder und eine grössere Schwester.

War Ihre Familie arm?

Nein.

Wie haben Sie gewohnt?

Mein Vater hat als Kind schlecht gehaust. Mit uns wollte er es besser haben: ein eigenes Haus! Und die Eltern mit ins Haus nehmen, darum baute er in Pieterlen ein Zweifamilienhaus, mit viel Eigenleistung. Aber meine Eltern und Grosseltern hatten nicht genügend Geld, um in zwei Wohnungen zu wohnen. So lebten wir alle zusammen in einer Wohnung. Die andere haben sie vermietet.

Das Haus gibt es noch?

Meine Eltern wohnen immer noch dort.

Sie hatten engen Kontakt mit den Grosseltern?

Ja, vor allem zum Grossvater. Der war Hilfsarbeiter in der Uhrenindustrie in Grenchen, hat viele Krisen mitgemacht und wunderbare Anekdoten erzählt. Etwa vom Chef, der ihn wortwörtlich «zum Teufel» schickte und meinen Grossvater wieder anstellte, als dieser nach einer Woche zurückkam und sagte: «Der Teufel nimmt keinen, der von dieser Firma kommt.»

Wie hat Ihr Elternhaus Sie geprägt?

Mein Vater trat für die Kleinen ein, war gegen die Grossen. Er war Wagner, später hat er Holzarmaturen für Autos gemacht, dann Parkett verlegt. Ein Arbeiter in der Parkettgruppe war Mitglied in der Partei der Arbeit (PdA) – der hat ihn politisiert. Mein Vater organisierte sich beim damaligen Schweizerischen Bau- und Holzarbeiterverband (SBHV). Und schickte mich als Bub los, Mitgliederbeiträge für die Gewerkschaft einzuziehen.

Was wollten Sie werden?

Lokführer! Als ich später auch politisiert war und dachte, eine Vereinigte Sozialistische Republik Europa sei am Entstehen, wollte ich dann Botschafter in Malta werden.

Warum Malta?!

Weil die Insel umgeben von viel Wasser im Mittelmeer liegt, ein angenehmes Klima hat und weil es dort sicher nicht so viel zu tun geben würde, stellte ich mir vor.

Als Linker auf der Bank

Sie glaubten an die Revolution?

Natürlich. Mit 16 trat ich der «Ligue marxiste révolutionnaire (RML)» bei. Die Revolution erschien mir wichtiger als eine Berufskarriere.

Sie machten dann ausgerechnet eine Banklehre bei der Kreditanstalt. Wie kam es dazu?

Die Hauptsache war für mich damals die Politik. Ich wusste, dass Geld und die Wirtschaft wichtig sind, um politische Zusammenhänge zu verstehen. Die Finanzwelt, der Kapitalismus, das begann mich zu interessieren. Ich wollte da reingehen, von Innen schauen, wie es funktioniert. Ich lernte zum Beispiel, dass man «à la hausse» und «à la baisse» spekulieren kann – das fand ich schon damals wahn-sinnig. Mit dem System der Profitmaximierung konnte ich mich nie identifizieren. Entgegen kam mir in der Bank, dass der Krawatten-zwang gerade abgeschafft worden war. Am Schalter stand ich mit langen Haaren und in einer grünen US-Army-Jacke.

**«Die Revolution erschien mir
wichtiger als eine Berufskarriere.»**

Wie kamen Sie zur Sozialarbeit?

Im Sozialdienst des Regionalspitals Biel konnte ich mich berufsbegleitend an der Interkantonalen Bildungsstätte für soziale Arbeit (IBSA) zum Sozialarbeiter ausbilden. Der Umgang mit Alkohol- und Drogensucht war ein zentrales Thema an dieser Schule.

Mit Opiatabhängigen haben Sie dann auch gearbeitet.

Ja. Zuerst im Psychiatriezentrum des Regionalspitals Biel, danach in der Entzugsklinik Cikade in Basel. Eine wichtige Lernschule. Wir machten nach einem holländischen Modell «kalte Entzüge» – radikal in vierzehn Tagen, ohne Medikamente, in einem abgelegenen Jurahaus. Jeweils zu viert in einem interdisziplinären Team: ein Arzt, ein Psychiatriepfleger, ein Psychotherapeut und ich als Sozialarbeiter, ohne Hierarchie und folglich alle mit gleichem Lohn. Jeden Morgen und jeden Abend eine Gruppensitzung, mit lehrreichen Auseinandersetzungen, die mich zwangen, meine eigene Position und mein Handeln in Frage zu stellen.

In Basel haben Sie Ihre Frau Franziska kennen gelernt, eine Psychiaterin.

Ja. 1989 bekamen wir das erste Kind, Manuel, 1992 das zweite, Lara. 1992, zurück in Biel, heirateten wir. Ich wollte auch für Haushalt und die Kinder im Alltag zuständig sein, darum reduzierte ich meine Erwerbsarbeit auf ein Pensum von 50 Prozent.

**«Auseinandersetzungen, die mich
zwangen, meine eigene Position
und mein Handeln in Frage zu stellen.»**

Die Geburt von Casanostra

Daneben waren Sie auch politisch aktiv.

Seit Anfang der Siebzigerjahre habe ich mich in verschiedenen sozialpolitischen und Umweltbewegungen engagiert. 1986 wurde ich in Biel erstmals in den Stadtrat gewählt, für die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP). Nach deren Auflösung 1988 trat ich dem Grünen Bündnis bei.

Und 1991, vor 25 Jahren, wurde Casanostra geboren ...

Richtig. Als ich noch bei der Cikade war, fragte mich der damalige Bieler Fürsorgedirektor Otto Arnold, ob ich mithelfen könnte bei einem Projekt für Obdachlose. Daraus wurde Casanostra. Otto kannte mich aus dem Stadtrat, hatte gehört, dass wir eine Wohnbaugenossenschaft gegründet hatten. Ich war auch Stiftungsrat der Bieler Alterssiedlungen, die Otto von Amtes wegen präsiidierte. So wusste er, dass ich nicht nur Sozialarbeiter war, sondern auch die Wohnproblematik kannte.

Wohnen war damals ein latentes Thema?

In den Schweizer Städten gab es Wohnungsnot und als Antwort darauf neue Wohnbaugenossenschaften, eine Bewegung für mehr Mieter-Mitbestimmung. Der Gemeinderat machte eine Klausurtagung zu diesen Fragen. Ich hatte zu dieser Zeit begonnen, mich mit der Idee auseinanderzusetzen, Wohnen und Sozialarbeit zu kombinieren.

Darum steht in den ersten Casanostra-Statuten der Satz, dass wir unseren Zweck «durch Miete *und* Erwerb von Liegenschaften» erfüllen wollten. «Erwerb» stand von Anfang an drin. Um dem Vorhaben gewachsen zu sein, machte ich das Diplom als Immobilienbewirtschafter beim Schweizerischen Verband der Immobilientreuhänder, mit Eidgenössischem Fähigkeitsausweis.

Wie haben Sie selber gewohnt?

Ich habe nach meinem Auszug aus dem Elternhaus in mehreren Wohngemeinschaften gelebt. Später, als ich mit meiner Familie aus Basel nach Biel zurückkehrte, wohnten wir in einer Hausgemeinschaft mit sieben Erwachsenen und sieben Kindern, in der es einen gemeinsamen Mittagstisch gab und jede der vier Parteien ihre eigene Wohnung hatte. Für diese Hausgemeinschaft hatten wir bereits 1989 eine Wohnbaugenossenschaft gegründet, mit weitgehender Partizipation und Selbstverwaltungskonzept. Diese Genossenschaft mit rund 50 Familienwohnungen habe ich bis ins Jahr 2001 geleitet. Es gibt sie heute noch.

Ihre Rückkehr nach Biel 1991 fiel zusammen mit der Geburt von Casanostra. Gab es einen konkreten Anlass dafür?

Ja, die Rückführungen von suchtkranken Menschen aus den offenen Drogenszenen des Zürcher Lettens und des Berner Kocherparcs. Fürsorgedirektor Arnold sagte mir, die Stadt Biel habe keine Wohnungen für diese Rückkehrer, die überdies eine Begleitung brauchten, welche die Stadt nicht gewährleisten konnte. Der Gemeinderat hatte 1989 ein striktes Stellenmoratorium eingeführt. Irgendwie schafften es Arnold und sein Sekretär Wolffers, für einen Verein für Wohnhilfe 75 000 Franken ins Stadtbudget zu schmuggeln – ohne Einwände der Geschäftsprüfungskommission oder des Stadtrats. An der Vereinsgründung beteiligten sich Leute der Fürsorgedirektion, des Sozialdienstes und

des Wohnungsamtes. In Pfarrer Walter Meyer fanden wir einen engagierten Präsidenten, der sein Amt während 20 Jahren ausüben sollte.

Wie kamen Sie auf den Namen Casanostra?

Wir suchten einen Namen, der im zweisprachigen Biel verständlich ist, auf deutsch und französisch, und mit Wohnen zu tun hat...

...aber auch mit Mafia!

[lacht.] Weil der Immobilienmarkt manchmal etwas mafiös funktioniert, fanden wir diese ironische Anspielung durchaus passend...

**«Irgendwie schafften es Arnold
und sein Sekretär Wolffers,
für einen Verein für Wohnhilfe
75 000 Franken ins Stadtbudget
zu schmuggeln.»**

Bei Casanostra haben Sie zunächst ganz allein angefangen...

Ich bezog ein kleines Büro auf der Fürsorgedirektion, gleich neben dem Büro von Otto Arnold. Ein ausrangiertes Pult und einen alten Stuhl erhielt ich vom Stadtmöbellager. Otto und ich knieten am Boden und setzten das Pult zusammen. Eine neue Lampe durfte ich kaufen und als Spesen abrechnen. Ich schrieb in diesem Büro ein erstes Vereinskonzzept, suchte eine erste Klientenwohnung, fand sie im Champagne-Quartier. Hugo Lehmann, damals Chef des Bieler Wohnungsamtes, vermietete sie mir.

Wer waren die ersten Mieter?

Wir machten das Projekt beim Verein Sleep-In bekannt. Die Klienten kamen in die Fürsorgedirektion am Zentralplatz, um sich bei uns anzumelden. Die Wohnung, die mir zur Verfügung stand, hatte eine gemeinschaftliche Küche und drei Zimmer, die ich einzeln vermietete. Das bedeutete gewaltiges Konfliktpotenzial!

Drei sind immer zwei gegen einen ...

Genau. Zwei Mieter waren opiatabhängig, einer psychisch schwer krank. Trotzdem blieben die drei etwa zwei Jahre zusammen in dieser Wohnung. Ich ging wöchentlich einmal hin, vereinbarte Hausbesuche, wie es mein Konzept vorsah. Es ist fast ein Wunder, wie gut diese schwierige Gemeinschaft funktioniert hat. Inzwischen gibt es bei uns längst höchstens Zweier-Wohngemeinschaften. Die meisten unserer Klientinnen und Klienten wohnen allein.

Der Streit mit Gemeinderat Aerni

1992, nur ein Jahr nach der Vereinsgründung, übernahm Hans-Rudolf Aerni als dissidenter Freisinniger vom Sozialdemokraten Arnold die Fürsorgedirektion. Was bedeutete das für Casanostra?

Der Wechsel war einschneidend. Als wir 1991 anfangen, waren wir ein Kind der Stadt und insbesondere des Fürsorgedirektors. Nach der Wahl von Aerni waren wir ein ungewolltes Kind.

Hat Aerni das so ausgedrückt?

Sogar sehr deutlich! Er ist ja ähnlich angetreten wie der heutige Fürsorgedirektor Beat Feurer: mit einem rigorosen Wahl-Sparversprechen.

Alle Sozialinstitutionen sollten 30 Prozent ihres Budgets streichen. Linear! Aerni hat stundenlang mit mir darüber diskutiert, ob ich diesen Kugelschreiber oder jenen Papierlocher zwei Franken billiger hätte kaufen können. Absurd!

1993 gab es einen eigentlichen Éclat...

In einer offiziellen Verhandlung zur Casanostra-Finanzierung verlangte Aerni von meinem damaligen Casanostra-Kollegen Niklaus Ligenstorfer und mir, dass wir uns von einer Interpellation meiner Parteikollegin Anna Maria Hofer politisch distanzieren. Sonst rede er nicht mit uns über Subventionen. Die Interpellation befasste sich mit Aernis Steuerverhältnissen, weil der Vermögensmillionär keine Steuern zahlte. Ich sagte Aerni an der Sitzung, es sei nicht legitim, die beiden Angelegenheiten miteinander zu verknüpfen. Da schickte er uns fort!

Was Sie sich nicht zweimal sagen liessen?

Wir haben sogleich eine Medienkonferenz einberufen. Es gab einen grossen Aufruhr in der Öffentlichkeit. SP-Stadtrat Balz Oberle intervenierte im Stadtrat und auch im Grossen Rat des Kantons gab der Vorfall zu reden. Aerni war ja auch völlig grenzüberschreitend.

Welche Bedeutung hatte dieser Konflikt für Casanostra?

Der Konflikt war ganz wichtig für uns. Er hat uns Respekt verschafft, deutlich gemacht, dass wir uns nicht auf der Nase herumtanzen lassen.

«Aerni hat stundenlang mit mir darüber diskutiert, ob ich diesen Kugelschreiber oder jenen Papierlocher zwei Franken billiger hätte kaufen können.»

In welcher Situation befand sich der Verein damals?

Wir hatten etwa 30 Klientinnen und Klienten und etwa 20 Mietwohnungen, die meisten in damaligen Abbruchliegenschaften von heutigen Immobilienhaien. Die Wohnungen waren an Prostituierte vermietbar – und an uns. Weil wir wie Prostituierte keine andere Wahl hatten, mussten wir Preise zahlen, die sonst niemand gezahlt hätte. Manchmal gab es kein Wasser in diesen Liegenschaften, die Heizung stieg aus. Die Leute froren und schalteten ihre Elektroöfen ein, dann fiel der Strom aus und unsere Mieter verprügelten sich, weil der eine dem andern die Sicherungen wegnahm. Ein Chaos in Chaoshäusern. Meine Sozialarbeit bestand nicht zuletzt aus Schlichtung. Aber ich hatte das auch etwa so erwartet, ich war ja nicht blauäugig.

**«Die Wohnungen waren
an Prostituierte vermietbar
– und an uns.»**

Meilensteine

Wann wurde es besser?

1997 konnten wir in Bözingen eine erste Liegenschaft kaufen, an der Hintergasse. Ein Meilenstein für uns! Aber auch ein grosser finanzieller Brocken... Die Liegenschaft war mit 5 Millionen Franken belehnt und gehörte einem Arzt, der sich damit verspekuliert hatte und vor dem Konkurs stand. Die UBS als Hauptgläubigerin bot die Liegenschaft zum Kauf. Wir hatten nur 30 000 Franken Eigenkapital, hätten aber eine Million einbringen müssen! Dank geschickten Verhandlungen

und damaliger Immobilienkrise kam der Kauf trotzdem zustande. Die UBS wollte das Objekt loswerden.

Wie haben Sie die Liegenschaft schliesslich finanziert?

Die Alternative Bank Schweiz (ABS) in Olten, die nicht die Gewinnmaximierung, sondern die Förderung von ökologischen und sozialen Projekten anstrebt, gab uns die ersten Kredite. Als Eigenmittel erhielten wir von der Stadt 300 000 Franken als Darlehen. Das haben wir alles zurückgezahlt – mit Zinseszins, ja, mit den teuersten Zinsen, die wir je bezahlt haben!

Für dieses Geschäft war der freisinnige Fürsorgedirektor Hubert Klopfenstein verantwortlich. Warum liess er sich vom Kaufprojekt überzeugen?

Aus drei Gründen. Erstens, weil er unsere Wohnbegleitung schätzte und als Fürsorgedirektor darauf angewiesen war. Zweitens, weil er verstand, dass wir diese Dienstleistungen in eigenen Liegenschaften günstiger verrichten können, als wenn wir Fantasiemieten in Abbruchhäusern zahlen und dauernd mit Reparaturen beschäftigt sind. Casanotra verrechnet bis heute eine reine Kostenmiete, zu einem guten Preis-Leistungsverhältnis. Drittens verstand Klopfenstein, dass unsere Kosteneffizienz mit der Grösse zunimmt. Je mehr Wohnungen wir anbieten, desto kleiner wird der Subventionsbeitrag pro Klient.

Sie haben dann in der Ära Klopfenstein eine weitere Liegenschaft erworben ...

2002 haben wir in einer Nacht- und Nebelaktion mitten in der Stadt Bauland gekauft, um darauf Wohnungen zu bauen. Hans Stöckli wollte, dass wir es wieder verkauften. Ein Neubau sei angesichts unserer

Kundschaft ausgeschlossen. Auch passte unser Neubauprojekt nicht ins Konzept der Stadtplanung. Als Gegenleistung für den Verkauf des Baulands haben wir dann eine Liegenschaft an der Mettstrasse ausgehandelt, wofür uns die Stadt wieder ein Darlehen gab.

**«Ein Meilenstein für uns! Aber auch
ein grosser finanzieller Brocken...»**

Wann folgte der nächste Meilenstein?

2003, mit dem Leistungsvertrag zwischen Casanostira und der Stadt Biel, ein Instrument des «New Public Management», um städtische Dienstleistungen auszulagern. Die Aerni-Zeit hatte uns getrennt von der Stadt. Der Leistungsvertrag brachte uns wieder zusammen.

Bis der Vertrag 2006 gekündigt wurde...

Das war ein Schock! Ohne Vorankündigung erhielten wir von Gemeinderat Pierre-Yves Moeschler am Morgen des Heiligen Abend die Kündigung, weil der Kanton seine finanzielle Vereinsunterstützung fürs kommende Jahr noch nicht zugesichert hatte. Reine Sparhysterie! Plötzlich hatten wir keine Sicherheiten mehr gegenüber unseren Kreditgebern und mussten sofort reagieren.

Was taten Sie?

Wir schrieben den Gemeinderat umgehend an und verlangten das Gespräch, um zu verhindern, im Jahresbericht bekannt geben zu müssen, dass wir ohne Leistungsvertrag dastehen. Der Gemeinderat liess

sich überzeugen und drei Monate später hatten wir die finanzielle Zusicherung wieder.

Einige Jahre später kamen neue eigene Liegenschaften hinzu, an der Molzgasse und an der Wasenstrasse.

Genau. Beide haben einzigartige Qualitäten. Die Molzgasse liegt mitten im Stadtzentrum, was den Klientinnen und Klienten, aber auch uns viele Vorteile bringt. An der Wasenstrasse kooperieren wir mit der alteingesessenen Bieler Wohnbaugenossenschaft, der biwog, 1926 gegründet. Dieses Projekt unterstreicht, dass Casanostra einen Platz in der Gesellschaft gefunden hat, dazugehört.

**«Dieses Projekt unterstreicht,
dass Casanostra einen Platz in
der Gesellschaft gefunden hat,
dazugehört.»**

Die Welten der Klienten

Wie weit kann man Randständige überhaupt integrieren?

Das ist nicht in jedem Fall möglich. Nicht alle unsere Mieterinnen und Mieter könnten wir an der Wasenstrasse unterbringen. Einige wären von den Ansprüchen an ihre Wohnfähigkeit überfordert. Sie sind wohler in einer unrenovierten Wohnung, die wir in anspruchsloser Nachbarschaft dazumieten. Für andere Mieterinnen und Mieter wiederum ist eine Wohnung an der Wasenstrasse eine riesige Chance. Dank stabilem sozialen Umfeld können wir unsere Wohnbegleitung

viel effektiver erbringen und dazu beitragen, ihre Wohn- und Lebenssituation entscheidend zu verbessern.

Wie hat sich die Situation der Mieterinnen und Mieter von Casanostra in den letzten 25 Jahren verändert?

Heute wie damals gibt es Klientinnen und Klienten, die sich mit jedem Tag abmühen. Früher mussten viele ihrem Stoff nachrennen, dealen oder klauen, um sich Geld zu beschaffen. Ihre Gesundheit und ihre Situation haben sich dank dem Substitutionsprogramm, das Alt-Bundesrätin Ruth Dreifuss eingeführt hat, stark verbessert – entstresst, könnte man auch sagen. Dafür wohnen immer mehr Menschen bei uns, die gemäss psychiatrischer Diagnose krank sind und in einer Welt leben, die man nicht immer verstehen kann. Dazu sind in Liegenschaften wie an der Wasenstrasse vermehrt auch sogenannte normale Bürgerinnen und Bürger bei uns eingemietet, die ein tiefes Einkommen haben und froh sind über eine günstige Wohnung. Sie tragen wesentlich zu einer guten sozialen Durchmischung der Liegenschaften bei.

Wie lange bleiben Klientinnen und Klienten im Durchschnitt bei Casanostra?

Drei bis vier Jahre. Es gibt solche, die seit über zehn Jahren bei uns sind. Sie haben objektiv gesehen wenig Chance, jemals wieder selbstständig wohnen oder gar arbeiten zu können. In ihrer Wohnbegleitung kann es nur darum gehen, eine schwierige Situation einigermaßen zu stabilisieren. Andere sind nach einem halben Jahr wieder weg. Entweder wollen sie sich von der Sozialarbeit befreien und finden eine eigene Wohnung, oder sie gehen in eine stationäre Struktur oder machen einen Entzug. Oder sie müssen uns verlassen, weil sie nicht in der Lage sind, unsere Wohnkriterien zu erfüllen. Einige dealen mit Drogen, andere prostituieren sich. Beides können wir nicht tolerieren,

schon nur aus Rücksicht auf die Nachbarschaft nicht. Wenn eine Verwarnung nichts nützt, kündigen wir den Mietvertrag.

**«Das ist tragisch, aber wir können
nicht für alle Menschen in Not
Wohnlösungen bieten.»**

Wohin gehen die Leute dann?

Sie landen im Sleep-In, auf der Gasse oder bei Bekannten. Prostituierte kommen oft bei Männern unter – sie verkaufen sich fürs Wohnen. Das ist tragisch, aber wir können nicht für alle Menschen in Not Wohnlösungen bieten.

Wie man in diesem Buch nachlesen kann, gibt es Casanostra-Geschichten mit Happy-End.

Jedes Jahr schaffen bei uns 10 bis 20 Klientinnen und Klienten den Übergang in die Selbständigkeit. Insgesamt kommen solche Erfolgsgeschichten aber seltener vor, als man aufgrund der Porträts in diesem Buch meinen könnte. In diesem Sinn ist die Auswahl nicht repräsentativ. Sie hat sich nach der Selbstreflexion der Klientinnen und Klienten gerichtet, danach, ob sie ihre Lage gut einschätzen und beschreiben können. Das sind Fähigkeiten, die es auch braucht, damit ein Leben in Selbständigkeit gelingen kann.

Haben sich auch schon Paare bei Casanostra gefunden?

Ich glaube nicht. In den Aufnahmewohnungen trennen wir bewusst die Geschlechter.

Warum?

Die Leute leben in grosser Abhängigkeit, haben kein Geld, und da macht es keinen Sinn, dass wir sie aneinanderkoppeln, in einer gleichen Wohnung mit gemeinsamer Nutzung von Küche, WC und Dusche.

Gab es bei Casanostra Tellerwäscher-Karrieren?

Dass aus einem ehemaligen Casanostra-Mieter ein Millionär geworden wäre, ist mir nicht bekannt. Ein ehemaliger Klient ist heute ein erfolgreicher Versicherungsmakler. Ein anderer wurde Skilehrer. Das Umgekehrte gab es aber auch: Ehemalige Stadträte, die Casanostra brauchten.

Wie geht es weiter mit der politischen und beruflichen Karriere von Fritz Freuler?

Die geht bald einmal zu Ende. Als grüner Stadtrat trete ich im September voraussichtlich zum letzten Mal zur Wiederwahl an. Als Geschäftsführer von Casanostra nähere ich mich mit meinen 60 Jahren der Pensionierung. Es ist mein Ziel, dass ich die Geschäfte übergeben kann, solange ich fit bin.

Und sonst? Keine weiteren Ziele mehr?

Das wäre gelogen. Ich engagiere mich seit rund 30 Jahren für den gemeinnützigen Wohnungsbau. An diesem Thema bleibe ich dran. Auf der Gurzelen entsteht in den nächsten paar Jahren ein neues Quartier.

Der gemeinnützige Wohnungsbau bekommt auf dem ehemaligen Fussballfeld und dem Terrain, auf dem die Tribünen stehen, einen grossen Anteil der Bruttogeschossflächen zugesprochen. Wir haben uns politisch mit den «Gemeindeinitiativen für bezahlbare Wohnungen» stark engagiert, ebenfalls bei der Projektplanung. Nun möchten wir auch bei der Realisierung dabei sein.

**«Das Umgekehrte gab es
aber auch: Ehemalige Stadträte,
die Casanostra brauchten.»**

Was reizt Sie daran?

Erstens könnten wir unsere Angebotslücke gemessen an der Nachfrage weiter schliessen. Zweitens bietet das Projekt die erstmalige Chance, dass Casanostra als Teil einer ganzheitlichen Quartierplanung angesehen wird. Das wäre für die gesellschaftliche Integration von Armutsbetroffenen und Armutsgefährdeten ein weiterer Meilenstein. Dieses Wort muss man in diesem Zusammenhang noch einmal bemühen.

25 Jahre Casanostra – Zeit für eine persönliche Bilanz. Ihr grösster Irrtum?

Um die Jahrtausendwende, nachdem wir zum ungewollten Kind der Stadt Biel geworden waren, wollten wir unabhängig werden von dieser Stadt. Das war Unsinn. Ohne enge Kooperation mit der städtischen Sozialhilfe geht es nicht. Aufgrund unserer Strategie aus dem Jahr 2008 wollen wir eigenständiger werden, ohne unsere Verbindung zur Stadt zu lockern: indem wir diversifizieren, hinaus in die Region, neue

Partnerschaften kreieren und Vermietungen machen, die nicht nur Sozialhilfe sind.

Erfolg und Misserfolg

Ihr grösster Erfolg?

Dass es uns gelungen ist, fast ohne Vermögen wie beispielsweise Stiftungskapital eigenen Wohnraum zu kaufen. Dass wir uns emanzipieren konnten gegenüber dem privaten Wohnungsmarkt und den Genossenschaften. Dass wir Wohnungen selber bewirtschaften. Anfangs ein idealistisches Ziel – heute ein einzigartiges Modell.

Gibt es Nachahmer dieses Modells?

Letztes Jahr hat der Verein WOHNEN BERN eine erste Liegenschaft gekauft. Es gibt weitere Organisationen, die einen ähnlichen Zweck wie Casanostra verfolgen, und sagen: «Wir möchten auch eigene Liegenschaften erwerben». Aber es gelingt ihnen nicht.

Warum?

In der aktuellen ETH-Studie, die auch in diesem Buch zitiert wird, heisst es: Weil der Liegenschaftsmarkt in anderen Städten zu teuer ist. Aber das glaube ich nicht. Entscheidend ist, ob es einer sozialen Institution gelingt, genügend politisches Gewicht aufzubauen, um im Immobilienmarkt intervenieren zu können. Es geht um viel Geld und Renditen in diesem Land. Man muss sich politisch und beruflich konfrontieren, sich behaupten – siehe Fall Aerni. Bei jedem politischen Konflikt stellt sich die Frage: Lohnt sich das? Wer sich für den Mittelstand einsetzt, erhöht seine Wahlchancen. Wer sich für Armutsbetroffene und Armutsgefährdete oder gar Randständige einsetzt, eher nicht.

**«Anfangs ein idealistisches Ziel
- heute ein einzigartiges Modell.»**

Gibt es im Ausland ein ähnliches Modell wie jenes von Casanostra?

Nicht, dass ich wüsste. Polnische Lokalpolitiker haben uns besucht, weil sie unser Modell kennen lernen wollten. Anfragen gab es auch aus Ex-Jugoslawien. Es gibt diesen Mega-Trend «housing first»: Früher setzte man auf Heime, heute auf dezentrale Strukturen. Das Autonomiebedürfnis der Menschen wächst. Man will, dass sie so lange wie möglich in ihren Wohnräumen bleiben können. Ressourcenmangel versucht man ambulant zu kompensieren.

Casanostra als Profiteur eines Mega-Trends?

Der Zeitgeist kommt uns tatsächlich zugute. Wenn die Voraussetzungen gut sind, können wir eine dezentrale Wohnversorgung sehr weit treiben. Es braucht einen kooperationsfähigen Klienten in einem kooperationsfähigen sozialen Umfeld, dazu eine Krankenpflege, einen Hausarzt, einen Beistand, der die Finanzen regelt, und einen Sozialarbeiter, der das Gesamte managt. Dann kann man bei uns sogar sterben, wie es immer wieder vorkommt.

Ihr grösster Misserfolg?

2009 wollten wir eine renovationsbedürftige Liegenschaft an der Länggasse erwerben. Der städtische Liegenschaftsverwalter Beat Grütter, der vorher in gleicher Funktion in Bern tätig war, hat uns ermutigt: «Sowas wie Casanostra hätten wir in Bern auch haben sollen!», sagte er. «Ich unterstütze euch bei diesem Erwerb!» Wir haben Hunderte

von Arbeitsstunden in das Kaufvorhaben investiert. Aber jedes Mal, wenn wir mit Stadtpräsident Stöckli und Grütter zusammensassen und das Projekt besprachen, sagte Stöckli: «Wir brauchen mehr Unterlagen.» Das grenzte an Schikane. Wir waren quasi schon auf Vorprojekt-Stufe. Es war unsinnig, noch mehr Arbeit reinzubuttern. Schliesslich konnte das Projekt nicht umgesetzt werden. Sehr viel Aufwand für nichts! Und weiterhin mangelte es uns an Wohnraum...

Wie steht es mit Lob?

Lob gab und gibt es in erster Linie von Institutionen, mit denen wir zusammenarbeiten. Also auf professioneller Ebene. Politisch gibt es Lob, aber auch Tadel.

Welcher Art?

«Euer Angebot generiert Sozialtourismus», heisst es etwa – als ob wir für die Armut in der Stadt Biel verantwortlich wären. Oder gar: «Ihr seid der Staubsauger für den Dreck.» Solche abschätzigen Äusserungen von Politikern finde ich himmeltraurig.

Zukunftsperspektiven

Wie geht es weiter mit Casanostra?

Den Druck auf die finanziell Schwachen spüren auch wir, zunehmend. In diesem schwierigen Umfeld müssen wir uns behaupten, ohne in finanzielle Schwierigkeiten zu geraten. Und möglichst sogar weiterwachsen, um dem Bedarf an Wohnungen und Wohnbegleitungen besser gerecht zu werden. Das gelingt nur, wenn wir der Stigmatisierung des Sozialwesens etwas entgegensetzen und uns durch politisch motivierte Hetze nicht an den Rand drücken lassen.

Ihr wichtigstes Vermächtnis an Ihre Nachfolgerin oder Ihren Nachfolger?

Kein Appell, sondern die geschaffene Basis: Eine gute Vereinsreputation, ein über Jahre eingespieltes Team, ein kompetenter Vorstand, Liegenschaften, die ihren Wert haben und über Jahre hinaus günstig finanziert sind.

**«Das gelingt nur, wenn wir
der Stigmatisierung des Sozial-
wesens etwas entgegensetzen.»**

*Das Interview entstand im Februar und März 2016 in einer
Zusammenarbeit von Werner Hadorn und Patrick Probst.*

